

Die Neue Welt



Nr. 39

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1897

Herbst.

Von Bräutlich.

Welf in den Staub
Raschelt das Laub.

Leise schlich sich der Herbst herein,
Kam über Nacht im Nebel gegangen,
Sänftigt die Blüthen, dämpft das Prangen,
Färbt die Blätter mit goldenem Schein
Und welf in den Staub
Raschelt das Laub.

Ich trat aus dem Park. Da waren
Feucht die Felder ringsum und leer,
Zwischen den Stoppeln wackelten Schaaren
Schnatternder Gänse verstreut umher.

Fern dort beim Wald, im silbernen Qualme,
Sah einen Schnitter allein ich stehn,
Sah ihn die letzten goldenen Halme
Still mit der Sense niedermähn.

Und mir war's, der Mann in der Ferne
Sei der Herbst, der eben erschien,
Thränen zu gießen in Blumensterne,
Spinnweb um alle Valken zu ziehn.

Leise schlich sich der Herbst herein.
Blätter und Bänder aus fernen Tagen
Zieht er aus der Erinnerung Schragen,
Aber das Herz hat nicht goldenen Schein,
Drin fällt das Laub
Welf in den Staub.

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Fachtbruders. Von F. Niebeck.
(Fortsetzung.)

In wounger Aufregung stürmte ich von dammen;
An einer großen Schaufensterscheibe aber hielt
ich inne und that, als betrachtete ich die aus-
liegenden Waaren; in Wirklichkeit aber wollte ich
mich bespiegeln, um zu schauen, wie ein gefeierter
Dichter in Lebensgröße aussieht. Das Bild be-
friedigte mich.

Im Weiterschreiten bemächtigte sich meiner eine
schwere Besorgniß. Wie wird der Meister mich
empfangen? Wie wird sich der Kirchendiener für die

Siebe rächen, die er von mir bekommen hat? Ich
befürchtete schlimme Dinge, und nur der Gedanke
verlieh mir Muth, daß ich einen hochmächtigen Götter
besah, auf den ich mich in äußerster Noth berufen
und zu dem ich flüchten konnte.

Ohne auf den Kirchendiener zu stoßen, gelangte
ich an die Bodenkammer. In meiner Verwunderung
war sie verschlossen. Was hatte das zu bedeuten?
Noch nie, so lange ich in Thalungen weilte, hatte
der Meister sich um das Verschließen der Kammer
gekümmert. Zagen Fisches begab ich mich in die
Werkstatt. Der Meister trat mir entgegen, packte
mich mit nerviger Hand fest an der Brust und fragte:
„Merkl, was haben Sie beim Bürgermeister gemacht?“

Seine Augen funkelten schrecklich, sein Gesicht
war leichenfahl.

Ich gab mir die größte Mühe, ruhig und ge-
lassen zu erscheinen.

„Beim Bürgermeister war ich nicht; beim Herrn
Stadtssekretär.“

„Was haben Sie dort zu thun gehabt? Ich
bringe Sie um, wenn Sie nicht reden!“

Er griff auch noch mit der anderen Hand zu
und schüttelte mich, daß ich glaubte, das Gehirn
wackelte mir im Kopfe. Doch ich bewahrte die Fassung
und sagte möglichst ruhig: „Wegen des Sedanfestes
hab ich mit ihm gesprochen. Er wollte, daß ich
einmal hinkommen sollte.“

„Sie wollen mich belügen, Sie Schubial, Sie?
Mich belügen? Nicht lebendig unter meinen Händen
kommen Sie fort, wenn Sie nicht sagen, was Sie
dort gemacht haben!“

Jetzt spielte ich den Entrüsteten, zog meine Ein-
ladungskarte aus der Tasche und hielt sie ihm unter
die Nase. Er betrachtete sie und ließ mich los.
Dann nahm er die Karte, las sie mit Aufmerksam-
keit, und seine Pantherblide richteten sich forschend
nach meinem Gesicht.

„Woher kennen Sie den Herrn Stadtssekretär?“
„Seit ich das Gedicht habe drucken lassen, sind
wir befreundet miteinander,“ log ich.

Deutlich sah ich, wie sein Horn sich legte und
sein Gesicht den Ausdruck der Verdüstheit annahm.

„Wie konnten Sie sich unterstehen, von der
Arbeit fortzurennen?“

„Man konnte ja nicht arbeiten vor lauter Menschen-
trübel. Und ich wollte nur einen Augenblick bei ihm
sein; aber er ließ mich nicht los und erzählte mir,
daß der ganze Beamtenverein von meinem Gedicht
begeistert sei.“

„Waren Sie schon im Beamtenverein?“

„Nein; ich will übermorgen erst hingehen —
zum Sedanfest.“

Jetzt erschien der Kirchendiener. „Mein Junge
sagt, daß er da ist!“ rief er beim Eintritt.

Als er mich erblickte, kam er mit den Worten:
„Da bist Du ja, Du Frächtel!“ auf mich zugestürzt.
Der Meister trat rasch dazwischen und wehrte den
gefährlichen Menschen ab. „Lassen Sie ihn nur,

ich werde schon allein mit ihm fertig! Er hats
zwar auch hinter den Ohren sitzen, aber so schlimm
ist er nicht, wie der Andere.“

Anscheinend hatte der Kirchendiener Lust ver-
spürt, auch an mir seine Nothheit auszuüben; allein
da er gehindert wurde, begnügte er sich, mir mit
seinen ungeheuren Fäusten zu drohen und eine berbe
Standrede zu halten. Ich sollte mich vorsehen, er-
klärte er; denn wenn ich auch so ein verkappter
„So ius“ wäre, wie der Albert, dann würde mirs
noch viel schlimmer ergehen. Er wolle fortan auf-
passen, ob ich die heilige Kirche besuche.

„Sehn Sie sich vor!“ Mit dieser Drohung
rannte er von dammen.

Ich hat den Meister um meine Entlassung.

„Wieso denn das?“ fragte er überrascht. „Ihre
Zeit ist doch erst morgen Abend um!“

„Ich möchte heut schon aufhören. Man ist ja
vor dem Kirchendiener seines Lebens nicht sicher.“

„Der wird Ihnen nichts thun! Er hat Ihnen
ja die ganze Zeit über nichts gethan. Machen Sie
nur stink, daß Sie an die Arbeit kommen! Wir
haben jetzt Zeit genug versäumt.“

Wir fehlte der Muth zu weiterem Widerspruch,
und außerdem erschien es mir vernünftig, zum
Schluß noch einen vollen Wochenlohn zu verdienen.
So nahm ich denn den Schlüssel zur Bodenkammer,
ging hinauf und rüstete mich zur Arbeit.

„Da sind Sie ja jetzt ein großer Herr geworden!“
sagte der Meister, als ich bereits eine geraume Weile
an der Hobelbank stand.

„Wieso?“

„Na, wenn Sie zum Beamtenverein geladen
sind! — Das kostet aber doch viel Geld!“

„Der Herr Stadtssekretär sagte, mich koste das
Bergnügen keinen Pfennig.“

„Wer bezahlt denn für Sie?“

„Wahrscheinlich der Verein.“

„So, so! Und Alles wegen des Gedichtes?“

„Das weiß ich nicht! Aber durch das Gedicht
bin ich mit dem Herrn Stadtssekretär befreundet
worden.“

„Da können Sie lachen!“

Das war ein Triumph — süß und bezaubernd!
Ich hätte blind sein müssen, um nicht zu sehen, wie
ich durch die Einladungskarte, auf die der Stadt-
sekretär seinen und meinen Namen geschrieben hatte,
in der Achtung des Meisters gestiegen war. Er war
vollständig verwandelt; solche Artigkeit hatte ich von
ihm noch nicht gekostet. Sein verändertes Wesen
vermochte ich mir aus einem doppelten Grunde zu er-
klären. Zunächst galt der Beamtenverein als der vor-
nehmste Verein in Thalungen, und man war gewohnt,
eine Einladung zu einer von ihm veranstalteten Fest-
lichkeit als eine hohe Ehre zu betrachten; ferner war
mir bekannt, daß der Meister einen gewaltigen Res-
pekt vor dem Herrn Stadtssekretär besah, weil durch
dessen Hand die städtischen Arbeiten vergeben wur-
den. Die Stadt war im Begriff, mehrere öffent-

liche Gebäude zu errichten, und da suchten viele Handwerksmeister die Gunst des machtgebietenden Sekretärs zu erringen. Auch meinem Meister gelüstete es nach städtischen Aufträgen, und da es ihm trotz aller Mühe nicht gelungen war, von dem Herrn Sekretär beachtet zu werden, mußte ihn die Tatsache, daß sein Gesell nicht nur die Beachtung, sondern sogar die Freundschaft des großen Herrn gefunden hatte, mit Bewunderung erfüllen. Vielleicht reute es ihn bereits, daß er mir gekündigt hatte — vielleicht sagte er sich, daß ich ihm hätte nützlich sein können, und vielleicht hegte er den Wunsch, daß ich bei ihm bleibe. Mein fester Wille war jedoch, zu wandern; die Lust, noch länger auf dieser „Insel der Glückseligkeit“ zu verharren, war mir durch die an Albert verübte Schenlichkeit gründlich verleidet worden. Lieber in der Fremde umkommen, als noch länger in einem solchen Hause zu verweilen!

Am Vormittag des Sonnabends brachte eine alte Frau dem Meister einen Brief. Er las ihn und gab ihn dann mir. „Er ist von dem Adukat, den wir gestern rausbesorgt haben,“ sprach er. „Lesen Sie, was er über Sie schreibt!“

Albert hat in dem Schreiben um Uebersendung seiner Sachen und des ihm zukommenden Lohnes, falls der Meister nicht gefunden sei, ihn weiter zu beschäftigen. Er sei kein Sozialdemokrat und er wisse garnicht, weshalb er so schrecklich geschlagen worden sei. Wahrscheinlich sei er von Friedrich verflatscht worden, weil dieser gern seine Stellung behalten möchte. Kein Abend sei vergangen, ohne daß Friedrich auf den Meister geschimpft habe, und nun sei der Friedrich wieder liebes Kind. . . .

Ich las den Brief nicht zu Ende; der hündische Ton stößte mir zu großen Ekel ein, und die Beschuldigung, ich hätte den Kameraden beim Meister verflatscht, war so albern, daß sie mich kalt ließ. Tief dagegen berührte mich die Frage, wie es möglich war, daß ich mich in Albert so bodenlos hatte täuschen können. Alles hätte ich daran gewettet, daß er eine durch und durch edelsinnige Natur sei, und nun offenbarte er sich als der giftigste Wurm, der mir jemals begegnet war. Der Haß, den ich nun für ihn empfand, war stark durchsetzt mit Mitleid, und ich wünschte dem armen Teufel, daß ihm der Meister gnädig gestatten möge, weiter zu arbeiten und sich auch noch die unbeschädigten Knochen mürbe schlagen zu lassen. Die Weisheitschlüsse, die ich aus der aufgeworfenen Frage zog, gipfelten in der Erkenntnis, daß ich kein Menschenkenner, wohl aber ein erdumner Kerl sei.

Der Meister that ihm nicht den Gefallen, ihn in die Werkstatt zurückzurufen; er sandte ihm mit der alten Frau den Koffer und das verdiente Geld nach der Herberge.

Hätte der Meister mich gefragt, ob es wahr sei, daß ich öfters auf ihn geschimpft habe — ich wäre in schwere Verlegenheit geraten, denn Albert schrieb in diesem Punkte die Wahrheit. Doch er fragte nicht, und so blieb mir eine peinliche Antwort erspart. Er war noch freundlicher als am vorhergegangenen Tage; doch berührte mich seine Sacht, lebenswürdig zu erscheinen, unangenehm und widerwärtig, da sie mir erkünstelt vorkam.

Der Tag verging in Frieden; der ersuchte Feierabend kam. Am Tische stand der Meister, schnitt das Abendbrot und füllte die Biergläser. „Nolen Sie sich Ihre Schnitte!“

Noch ein paar kräftige Stöße mit der Säge, dann „spannte“ ich sie ab und hing sie an den Nagel, um sie nie wieder zu berühren. In Eile steckte ich die Hobel, die Feilen, die Stachbeitel und Stemmeisen in den Zengrahmen und säuberte mit dem „Vorsteinwisch“ die Hobelbank; ein Ausflug von Scheideweh wurde schnell verschluckt durch die gediegene Putterstulle, die schier doppelt so groß und fett gerathen war, als ihre zahlreichen Vorgängerinnen. Vollkommen gesättigt und mit dem Wohlbehagen eines Menschen, der nur den lieben Gott läßt walten, ging ich zu Bett und dichtete mich rasch in den Schlaf.

Am frühen Sonntagmorgen stand ich, zum Abschied gerüstet, vor dem Meister. „Sie wollen gehn?“ fragte er verwundert.

„Die vierzehn Tage sind ja um?“

„Sie können noch acht Tage hier bleiben.“

„Einen Augenblick war ich unentschlossen; der Gedanke an Albert und den Kirchendiener aber verhalf mir zu der rechten Antwort.“

„Ich möchte heute schon gehen,“ sprach ich.

„Wenn Ihnen acht Tage zu wenig sind, können Sie auch noch länger da bleiben — meinetwegen über den Winter.“

Beinahe zwei Wochen lang hatte ich mit wahrer Todesangst den kommenden Schicksalen entgegen gesehen, und die Vorstellung, daß ich obdachlos und hungernd werde in der Fremde umherirren müssen, hatte mich bis in die Träume der Nacht verfolgt und gemartert; nach den geschilberten Vorkommnissen jedoch betrachtete ich die Vogelfreiheit als eine Erlösung aus nichtswürdiger Sklaverei. Zur rechten Sekunde erinnerte ich mich an alle die Grobheiten und Niederträchtigkeiten, die ich erduldet hatte, und ich fühlte es fast als Wohlthat, daß ich den Meister zu einer Zeit, in der er meine Hilfe am nötigsten brauchte, im Stich lassen konnte. Ich schüttelte zu seinem Vorschlag verneinend den Kopf.

„Haben Sie anderswo Arbeit angenommen?“ forschte er.

„Ich will nach Görlitz wandern.“

„In Görlitz kommen Ihnen die gebratenen Tauben auch nicht in den Mund geflogen. Bleiben Sie lieber hier!“

„Nein!“ erklärte ich kurz.

„Aber Sie sehen doch, daß ich jetzt keinen Gesellen habe und daß die Arbeit drängt!“

Zu mir jubelte die Schadenfreude. „Man ist hier nicht des Lebens sicher,“ sprach ich.

Ueber sein dunkles Weitergesicht ging der Schatten des Linnthes. „Der Herr Stadtschreiber hat Ihnen wohl eine Stelle verschafft?“ fragte er lachend.

„Nein, ich geh nach Görlitz. Sind Sie so gut und geben Sie mir den Lohn!“

„Sie brauchen mich nicht zu mahnen!“ entgegnete er grob.

„Nicht hat noch kein Mensch mahnen dürfen!“

Er holte das Geld herbei und bezahlte. Ich dankte und hat um ein Entlassungszugnuß.

„Wollen Sie wirklich?“

„Ja, ich will!“

„Wenn Sie denken, daß ich Sie bitten werde, täuschen Sie sich!“

Er wandte sich kalt ab und ging in sein Zimmer. Nach einer geraumen Weile brachte er das Zugnuß. Noch ein Dankeswort und dann ein kurzes „Adieu!“

„Adieu!“

Geschwind schob ich zur Thür hinaus und rannte zur Treppe hinab, beglückt, daß ich auf leichte Weise losgekommen war.

„Heda, halt!“ erscholl es hinter mir drein.

Ich hielt inne und wandte mich zurück.

„Wie können Sie denn so fortrennen! Ich weiß ja garnicht, was Sie in der Bürde, die Sie da fortzuschleppen, Alles mitgenommen haben!“

„Von Ihnen nichts! Ich bin kein Spigbube!“

gab ich zur Antwort und lief, so schnell ich konnte, zum Hause hinaus.

Wohl erklang seine Stimme nochmals; doch ich verstand nicht, was er sagte und kümmerte mich nicht darum.

So schied ich von meinem Meister in Thalungen.

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Die Herberge zur Heimath.

Zur Stadt hinaus, auf der Chaussee fort, und dann links ab in den Wald! Derselbe Wald, durch den ich gegangen war, als die Feuersbrunst mich ins Unglück verlor. Abseits vom Wege, in einer kleinen Lichtung, fand ich einen stillen Lagerplatz. Beschirmt und beschützt von hochragenden Tannen und dichtem Untergebüsch, konnte ich meine Kleider und Papiere ordnen, mein Ränzgen schnüren und die Sonnagstoilette vollenden, die einer besonderen Sorgfalt bedurfte, da ich ja berufen war, das Sedanfest des vornehmsten Vereins der Stadt mit meinem Besuche zu beehren; sie fiel, soweit ich das ohne Spiegel beurtheilen konnte, tadellos aus.

Die Mittagsglocke ertönte — so lieberttraut,

und doch ganz anders als sonst; viel reiner und klangvoller, viel lauter und feierlicher. Wohl hemmt das finstere Gemäuer enger Gassen den Klang, der zu Ohren bringen will, und wohl bleibt er unbeachtet im Lärm und Getöse der Stadt; allein der freie Sohn der Lüfte bringt ungehindert hinaus in freie Weiten, um in seiner einmüthigen und doch so unendlich reichen und vielseitigen Sprache zu jenen Herzen zu reden, die er einsam auf stillen Wegen und Fluren findet.

Zu mir sprach er wehmüthige Worte. Er erzählte mir, daß jetzt der Meister nach dem „Deutschen Kaiser“ gehe, daß es dort Schmorbraten mit Dampfkohl und Klößen und oben drauf Obstkompot gebe, und er bedauerte mich, daß ich nicht mitgehen dürfe, sondern fasten müsse. Er sprach von dem gefrässigen Schneider, wie dieser sich ärgere werde, daß er nicht mehr Gelegenheit fand, die Hälfte meiner Portion mit zu verschlingen, und er meinte, der Meister werde bei Tisch nicht günstig von mir reden, damit die beiden Schneider glauben sollten, er habe gute Ursache gehabt, mir den Laufpaß zu geben. Eine solche Schleichheit traute ich dem Meister ganz gern zu, und ich wünschte daher sehr, die Schneider möchten erfahren, daß ich zu dem großen Feste des Beamtenvereins eingeladen worden sei; sie würden dann — so sagte ich mir — nicht mit Verachtung, sondern mit Bewunderung an mich zurückdenken.

Doch der hierdurch geweckte frühe Zorn gegen den Meister hielt nicht lange an; das mir erteilte Entlassungszugnuß übte einen verführenden Einfluß aus. Ich konnte mit diesem Papier aller Welt beweisen, daß ich von Anfang März bis Anfang September zu seiner Zufriedenheit bei ihm gearbeitet hatte. Hätte er eine süße Gesinnung gegen mich gehegt, so wäre das Zugnuß gewiß ungünstiger ausgefallen.

Vom Hunger getrieben begab ich mich nach der Stadt und strebte auf Schleichwegen der „Herberge zur Heimath“ zu. Die geraden Wege mied ich deshalb, weil ich mein schweres Ränzgen unter dem Arm trug; es wäre peinlich gewesen, wenn mich einer der vornehmen Herren, mit denen ich am Abend, gleichfalls als vornehmer Herr, zusammen in Gesellschaft sein sollte, als reisefertigen Walsbruder gesehen hätte.

Der Herbergssaal war ein geräumiges Zimmer im ersten Stock, das zugleich eine Schneidewerkstatt bildete. Zwei Kunden und der Herbergsvater waren anwesend; der Letztere saß wie ein Türke auf seinem Schneidertische und nähte mit einer Emsigkeit, als müsse er bis zum Abend noch Festkleider anfertigen für sämtliche Mitglieder des Beamtenvereins. Zu meiner Verwunderung kannte er mich, und er fragte mit einem Tone, der mich tief verletzte: „Nu, hat Sie der Meister fortgejagt?“

„Ich laß mich nicht fortjagen; ich geh von selber, wenns Zeit ist,“ sprach ich, und ich fand hinterher, daß mir die Antwort gut gelungen war.

Die Herberge nannte sich „christlich“, und daß sie es in der That war, davon zeugte ein Stoh frummer Bücher und Zeitungen, der auf einem Tische lagerte; hingegen machte der Arbeitsleiß des Herbergsvaters am Sonntag Nachmittag einen weniger christlichen Eindruck.

Ich hat um Brot und Käse und Bier. „Gleich!“ entgegnete der Herbergsvater und schneiderte unverbrossen weiter. Nach einer Weile rief er mir, nach der Uhr blickend, spöttisch lachend zu: „Sie werden ja nicht gleich verhungern! Es ist ja erst drei Uhr und noch lange Zeit zum Vespern!“

Hätte er nur meinen Hunger besessen, er wäre vielleicht vor Mattigkeit auf seiner Britsche umgeknunten. Aber ich sagte nichts, denn ich merkte, daß er in der Arbeit nicht gestört sein wollte.

Die beiden Kunden unterhielten sich im Flüster-tone; meine Versuche, ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, scheiterten kläglich. Auf meine Frage, ob Einer von ihnen nach Görlitz reise, erhielt ich den beleidigenden Bescheid: „Nee, nach Du tehude!“

Der Herbergsvater brach in ein widerliches Lachen aus und rief mir schadenfroh zu: „So gehts Einem, wenn man neugierig ist!“

Dieser christliche Ton berührte mich äußerst unangenehm, wie überhaupt die ganze Atmosphäre der Herberge, und ich hätte am liebsten die Flucht

ergriffen. Doch ich wußte sonst keinen Ort, an dem ich für billiges Geld übernachten konnte, und so war ich zum Bleiben gezwungen. Die beiden Kunden gingen mit dem Bemerkten fort, daß sie einen Spaziergang machen wollten, und das veranlaßte mich, ihrem Beispiel zu folgen. Das Mäntel gab ich in die Obhut des Herbergsvaters.

Frühe Lust! Welch ein Heil, daß ich dem dumpfen Bau des christlichen Schneiders entronnen bin! Die Bäcker- und Fleischläden stehen offen — ich kann meinen Hunger stillen. Dann ins Feld hinaus bis zum Abend!

Die Sonne war bereits gesunken, als ich in die Herberge zurückkehrte. Auf der Treppe begegnete ich dem Herbergsvater; er befandete solche Eile, daß er mich beinahe ungerannt hätte. Die Bürde auf seinem Arme verrieth, daß er einen neuen Anzug forttrug. Meinen Gruß erwiderte er nicht.

Das Herbergszimmer war nun mit reisenden Handwerksburschen nahezu gefüllt. Ich war erstaunt, so viele Kunden in Thälungen zu sehen. Die Herbergsmutter, eine kleine, stille Frau, führte die Negierung. Sie stand in einem engen Nebengelass, das als Küche dienen mochte, an einem mit Ess- und Trinkwaaren beladenen Tische, und wer speisen wollte, mußte hineingehen und kaufen. Ich verzichtete darauf, denn ich hatte mich draußen schon gesättigt.

Der „Vater“ blieb nicht lange aus. Er zeigte bei seinem Eintritt ein sehr vergnügtes Gesicht, musterte die Gesellschaft und rief heiter: „Das hat Schweiß gekostet! Heut Abend is'n großes Fest vom Beamtenverein, wo's pikfein zugehn wird, und da lab ich schufien müssen, um fertig zu werden!“

Wenn er nur gewußt hätte, daß ich als Ehrengast, persönlich geladen vom Herrn Stadtschreiber, an diesem pikfeinen Feste theilnehmen würde! Ich nahm mir vor, es ihm zu sagen; er sollte alle Achtung vor mir bekommen.

Ich verlor ihn ein paar Minuten lang aus den Augen und war sehr überrascht, als er plötzlich an meiner Seite erschien und mir Käse, Brot und Bier hinstellte. „Sie hätten sich längst holen können! Wir haben nicht immer Zeit, daß wirs den Leuten zutragen,“ sprach er vorwurfsvoll.

„Ich habe ja nichts bestellt!“ rief ich voll Verwunderung.

„Sie haben doch Käse und Bier bei mir bestellt!“ sprach er scharf in einem Tone, als hätte ich den Vorwurf des Meineides gegen ihn erhoben.

„Das war Nachmittags. . .“

„Na, sehen Sie! Ich merke mir Alles ganz genau. Jetzt wirds Ihnen auch besser schmecken als vorhin, direkt außs Mittagessen. . . Bei uns wird bald bezahlt; es ist hier nicht, wie im Wirthshaus.“

„Aber ich habe ja schon Abendbrot gegessen!“

„Bei uns nicht; das müßte sonst meine Frau wissen. Das ist auch egal — Sie hätten das Käsebrot abbestellen müssen, wenn Sie es nicht wollten.“

Ich verzichtete, noch länger gegen diese Logik anzukämpfen, und zog es lieber vor, meine Reisefapitalien unnütz in Angriff zu nehmen, so dringend sie auch der Schonung bedurften.

Aber jetzt, Bruder, sollst Du etwas erleben, dachte ich, und zog rasch meine Einladungskarte aus der Tasche. Jetzt sollst du staunend erfahren, wen du vor dir hast, du armseliger, unverschämter Schneider!

„Heut Abend werde ich wohl ein wenig zu spät nach Hause kommen,“ begann ich; „wie lange ist die Herberge geöffnet?“

„Punkt Zehn wird geschlossen! Wer da nicht drin ist, bleibt draußen!“ rief er grob. „Wo wollen Sie sich denn herumtreiben?“

Ich frohlockte im Stillen. Dir will ich jetzt anstrumpfen!

„Sie wissen doch,“ sprach ich, „daß wir heut unser Sebanfest feiern, im Beamtenverein nämlich. Der Herr Stadtschreiber hat mich gebeten. . .“

„Machen Sie dort Bedienung?“

Die Röthe der Scham und Empörung schoß mir zu Kopf — ich fühlte es deutlich.

„Ich — Bedienung?“ fragte ich, die Rolle des Schwergelränkten spielend. „Hier sehen Sie doch die Einladungskarte an! Vom Herrn Stadtschreiber unterschrieben.“

„Es wird, glaub ich, ein Theaterstück aufgeführt,“ sagte er leichtthin; „da werden Sie wahrscheinlich das Zeug, was da gebraucht wird, müssen aufbauen helfen. Lassen Sie sich nur gut bezahlen, aber wenn Sie nicht vor Zehn hier sind, bleiben Sie draußen!“

Mit ein paar echten Schneidersprüngen war er in der Küche, und mir war zu Muth, wie einem Heldendarsteller, dem statt des Lorbeerkränzes ein fauler Apfel an die Nase gestogen ist.

O, dieser Barbarismus unter der Menschheit! Hätte der Mann einen Funken Bildung besessen, so hätte er das berühmte Eisenbahngedicht aus dem Stadtblatt und auch dessen Verfasser gekannt, und dann hätte er sich denken können, daß ich nicht als Bedienter, sondern als gefeierter Dichter an dem Feste theilnehmen werde.

Ich verzehrte mein Käsebrod und mein Bier; doch jeder Bissen und jeder Schluck war mit Bitterniß gemischt. . . Daß es so schlimm stand mit der Bildung in Thälungen, hätte ich nicht gedacht.

Aber weshalb sollte ich mich über einen dummen Schneider ärgern, da mir doch ein großer Triumph bevorstand! Ich malte mir im Geiste aus, wie die Herren Beamten mich herzlich begrüßen, wie sie sich freuen und mich feiern würden — mich, den Dichter, der dafür eintrat, daß Thälungen die von allen Behörden ersuchte Eisenbahn bekommen sollte. . . Durchglüht von solchen leuchtenden Gefühlen, säuberte ich versthohlen meine Gewandung und machte mich auf den Weg.

Von der Straße aus sah ich, daß der Saal des „Schwarzen Adlers“ im Lichterglanz erstrahlte. Bögernden Fußes trat ich ein und stieg langsam die Treppe hinauf, fuhr aber erschrocken zurück, als ich oben im Flur vor der Saalthür ein großes Durcheinander von feingekleideten Menschen sah. Die Frauen prangten in hellen Gewändern, und ich zweifelte keinen Augenblick, daß Alles an ihnen Seide und Sammt und Gold war; die Männer trugen schwarze Fräcke, Zylinder und Handschuhe.

Trübselig und tief gedemüthigt schlich ich hinab auf die Straße; ich fühlte, daß ich es nicht wagen dürfe, in solcher auserlesenen Gesellschaft zu erscheinen. Mein Anzug war doch gewiß neu und schön und theuer — aber was bedeutete er einem schwarzen Frack gegenüber! Und ich hatte weder Zylinder, noch Handschuhe. . .

„Weshalb bist du denn den ganzen Tag in Thälungen geblieben!“ Klang es mir wehevoll im Herzen, während ich wie närrisch um den Markt lief. Schon drei oder vier Meilen konntest du gewandert sein! Nun hast du eine Menge Geld verthan, nun mußt du dem elenden Schneider noch das Nachtquartier bezahlen und hast nichts dafür gewonnen, als schweren Aerger und Gram! Ach, wie ist das ganze Leben so schaurig und traurig — übrigens ein hübscher Reim, aus dem sich ein Gedicht machen läßt. . . Alle Menschen sind glücklich; alle tragen die Nase hoch, und selbst die größten Dummköpfe bilden sich ein, daß sie wichtige Personen seien. Jeder hält sich für ein Licht auf dunklem Wege, und du, der du in Wirklichkeit ein solches Licht bist und, wenn es mit rechten Dingen zugehe, schon ein ganzes Büschen unsterblich sein müßtest — du wirst so oft ausgelacht, so oft verhöhnt und beleidigt. Du bist so fremdlich zu allen Leuten und meinst es so gut mit ihnen, und dich mag keiner leiden. Du bist ein Verstoßener, und immer, wenn du glaubst, daß du Freunde, oder Achtung, oder Anerkennung gesunden hast, mußt du bald wie ein begossener Narr abrotten. Denke nur an die Thälunger Tischlergesellen!

(Fortsetzung folgt.)

Polnische Sprichwörter.

Daß ein Versprechen gehalten werde,
Ruht Du reiten auf schnellem Pferde.

Spricht das Geld,
Schweigt die Welt.
Wunder der Welt
Schafft das Geld.

Für kleine Diebe ist der Strid,
Vor großen beugt man das Genid.

Gaetano Donizetti.

Ein Gedenkblatt zur Feier der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Von Adolf Lubnow.

Am 25. September werden es hundert Jahre, seit einer der feineren und noch heute gekanntesten Opernkomponisten Italiens, Gaetano Donizetti, in Bergamo das Licht der Welt erblickte.

Bereits seit vielen Wochen rüstet man sich im Vaterlande des Tondichters, das ja seine Kunsttiege im Auslande fast ausschließlich der Musik verdankt, die Feier aufs Glänzendste zu bezeichnen und zu einem nationalen Festtage auszugestalten; in Bergamo wird eine besondere Donizetti-Ausstellung eingerichtet, die bei ihrer außerordentlichen Reichhaltigkeit nicht nur eine unendliche Fülle von den auf das Leben und Schaffen des Tondichters bezüglichen Gedenkzeichen umfassen, sondern einen Ueberblick über das gesammte Musikleben seiner Zeit geben wird.

Auch in Deutschland wird dieser Gedenktag nicht spurlos vorübergehen. So scharf, ja gehässig sich auch die deutsche Kritik über die Donizettische Kunst seit den Erstansführungen seiner Opern auf deutschem Boden ausgesprochen hat, so ist sich doch die Vorliebe des deutschen Publikums für den Komponisten gleich geblieben. Drei seiner Opern, „Luia von Lammermoor“, „Die Regimentstochter“ und der „Liebestraut“, gehören zum eisernen Repertoire unserer meisten Opernbühnen, und mehrere andere Opern, wie der „Don Pasquale“ und „Luzrezia Borgia“, tauchen wenigstens sporadisch auf dem Spielplan unserer Bühnen auf und vermögen bei guter Besetzung ihrer Hauptrollen — am besten durch italienische Sänger — immer noch eine starke Wirkung auszuüben. Die Popularität einer langen Reihe Donizettischer Melodien in Deutschland ist beispiellos. Wir vermögen fast kein Programm einer Stadt- oder Militärkapelle zur Hand zu nehmen, ohne nicht einer Donizettischen Ouvertüre oder einem Opernfinale zu begegnen; jede Klavierschule, jedes musikalische Jugendalbum bringt ein halbes Duzend Donizettischer Melodien; jeder Leierkasten dudelt das „Zitter, Byzanz“, aus „Bellisar“, die Barcarole aus dem „Liebestraut“, oder die Sterbe-Arie aus der „Luia“. Den Charakter der deutschen Liedkomposition hat Donizetti's weiche, geschmeidige Melodik Jahrzehnte hindurch beeinflusst. Es verlohnt sich daher wohl, ein wenig auf das Leben und Kunstschaffen des italienischen Tondichters einzugehen.

Gaetano Donizetti erlernte die Anfangsgründe der Musik auf dem Lyceum seiner Vaterstadt. Seine Familie wollte ihn zuerst zum Juristen, später zum Maler ausbilden, doch entschied sich der junge Donizetti schon früh für die Musik. Seine ersten Kompositionen sind kirchlichen Charakters und lassen den strengen, ernsten Stil der Schule Simon Mayrs erkennen, doch vermochte sich der junge Komponist nicht lange den Verlockungen, die die Opernkomposition gerade in Italien auf den Musiker ausübt, zu entziehen. Bereits im Jahre 1819 brachte er seine erste Oper: „Heinrich von Burgund“ auf dem Theater St. Luka in Venedig zur Aufführung, ohne damit einen sonderlichen Erfolg zu erzielen. Auch unter den neunzehn folgenden Opern, die er in den zehn folgenden Jahren für die Opernbühnen in Rom, Neapel und Palermo schrieb, fand sich kein Treffer. Erst mit dem 1828 in Neapel aufgeführten „Verbannten von Rom“ und namentlich mit der 1831 für die Mailänder Bühne geschriebenen „Anna von Bolenu“ erzielte der Komponist zwei unbestrittene Erfolge. Unter den in den drei folgenden Jahren geschriebenen Opern befanden sich mehrere Hauptwerke des Komponisten, wie „Der Liebestraut“ (1832), „Luzrezia Borgia“ (1834), „Luia von Lammermoor“ (1835) und „Bellisar“ (1836). Im Jahre 1834 wurde Donizetti zum Maestro di capella und Kompositionslehrer am Konservatorium der Musik in Neapel ernannt; 1835 wurde er für Zingarelli stellvertretender Direktor des Konservatoriums in derselben Stadt und nach dem Tode Zingarellis im Jahre 1838 dessen Nachfolger. In den Jahren 1840 und 1841 schrieb Donizetti für die

Pariser Oper die komische Oper „Die Regiments-tochter“ und die tragische „Die Favoritin“. Beide Opern erreichten fast den glänzenden Erfolg des Rossinischen „Toll“ und der Meyerbeer'schen „Hugenotten“. Für Wien komponierte Donizetti 1841 die mit dem größten Beifall angenommene Oper: „Linda von Chamounix“; im gleichen Jahre wurde er vom österreichischen Kaiser zum Hofkapellmeister ernannt. Der Erfolg der im Jahre 1843 gleichfalls für Wien geschriebenen Opern „Don Pasquale“ und „Maria von Rohan“ übertraf fast noch den der „Linda“. Der 1844 in der Pariser Oper erstmalig aufgeführte „Don Sebastian“ sollte Donizetti's letztes Werk sein; infolge seiner übermäßigen Anstrengungen und wohl auch eines ziellosen Lebenswandels versiel der Komponist im Jahre 1845 in Vahusim, aus dem ihn erst am 8. April 1848 in seiner Vaterstadt der Tod erlöste.

Donizetti hat im Ganzen nicht weniger als zwei- undsechzig Opern komponiert. Schon diese fast ungeheuerliche Zahl läßt uns schwer einen Schluß auf den Charakter der Donizetti'schen Kompositionsweise und den künstlerischen Werth der großen Mehrzahl seiner Opern ziehen. Wenn auch Donizetti mit einer geradezu fabelhaften Leichtigkeit komponierte und arbeitete — mehrere seiner Partituren soll er in weniger als dreißig Stunden instrumentirt haben —, so ist doch bei einer derartigen beispiellosen Fruchtbarkeit jeder Gedanke an eine vollendete, künstlerische Ausarbeitung seiner Werke abzuweisen. Nicht übel charakterisirt Felix Mendelssohn-Bartholdy in einem seiner 1832 an seine Eltern gerichteten Reisebriefe die Donizetti'sche Schaffensweise: „Donizetti macht eine Oper in zehn Tagen fertig; sie wird ausgeführt, aber das thut gar nichts; denn er bekommt dafür bezahlt und kann wieder spazieren gehen. Sollte aber seine Reputation endlich gefährdet werden, so würde er wieder zu viel arbeiten müssen und das wäre unbequem. Darum schreibt er einmal eine Oper in drei Wochen, giebt sich zu ein paar Stückchen Mühe, damit sie recht gefallen, und kann wieder eine Weile spazieren gehen und schlecht schreiben!“

Um dem Kunstcharakter der Donizetti'schen wie überhaupt der älteren italienischen Oper gerecht zu werden, dürfen wir indeß nicht von dem freilich nahe genug liegenden Vergleich der südländischen Oper mit unseren deutschen Musikdramen ausgehen. Die Oper nimmt im italienischen Kunstleben eine gänzlich verschiedene Stellung ein als das Musikdrama im unserigen. Dem Italiener ist die Opernbühne weit mehr Vergnügungsstätte denn Kunsttempel; er erwartet von der Aufführung nicht Erhebung und Erbauung, sondern lediglich Ergötzung und Kurzweil. Die Gestalten der älteren italienischen Oper waren für das italienische Publikum nicht Menschen von Fleisch und Blut, an deren Lieben und Leiden es regen Antheil nahm, sondern in ein buntes Kostüm gekleidete Sänger und Sängerinnen, von denen es nur schönen, angenehmen Gesang erwartete. Ueberaus charakteristisch ist der Ausruf eines Galleriebefuchers bei der Erstausführung der Rossinischen nach dem gleichnamigen Shakespeareschen Trauerspiel gearbeiteten Oper „Othello“: „Großer Gott, der Tenor ermordet ja die Primadonna!“ Das Verlangen der Italiener nach mühelosem, ungezwungenem Genuß in der Oper ging in älterer Zeit so weit, daß man gar keine tragischen Ereignisse mehr auf der Bühne sehen mochte, weil die Vorstellung dieser das Vergnügen und die gute Laune störte; nach der Erstausführung der eben genannten Rossinischen Oper setzte es das Neapeler Publikum durch, daß die aus der Tragödie herübergenommene Schlußkatastrophe beseitigt wurde; Othello weckte seine Gattin, ließ sie feierlichst ihre Unschuld beschwören, und feierte mit ihr in einem aus irgend einer anderen Rossinischen Oper entnommenen Walzerduett Versöhnung!

Donizetti's erste Erfolge fielen in die Zeit des sinkenden Ruhmes Rossini's und der Blüthezeit der Bellinischen Opernkomposition. Man ist heute leicht geneigt, den künstlerischen Werth der Kompositionen beider Tonbildner zu unterschätzen und den „italienischen Gesang und Klang“ in Grund und Boden zu verdammen. Dies hieße jedoch die hohe Bedeutung Rossini's und Bellini's für die Entwicklung

der italienischen wie der gesammten modernen Oper völlig verkennen. Die italienische Oper befand sich zur Zeit des plötzlichen, rauschenden Erfolges des Rossinischen „Taufred“ in einer Periode völligen Stillstandes und der Erschlaffung. Die Werke der älteren italienischen Komponisten, wie die Paers, Pavesi, waren allmählig von den Bühnen verschwunden; man war ihrer süßen, flüssigen, aber doch indifferenten und im Grunde herzlich langweiligen Melodik längst überdrüssig geworden. Die größten italienischen Opernkomponisten um die Wende des Jahrhunderts, Spontini und Cherubini, hatten ihre glänzendsten Erfolge im Auslande geerntet und mit ihrem Kunstschaffen nie recht auf italienischem Boden Fuß fassen können. Beide waren auch zu sehr von deutschen klassischen Mustern — Cherubini von Mozart, Spontini von Gluck — beeinflusst, als daß sie die volle Anerkennung und den Beifall des auf die Betonung des nationalen Elements gerade in der Musik so überaus eifersüchtigen Italiens hätten finden können. Rossini war es vorbehalten, die italienische Oper, die gänzlich erstarrt und baldigen Untergange geweiht zu sein schien, noch einmal zu neuem, blühendem Leben zu erwecken und mit dem raschen Siegeszuge seiner Opern durch alle Länder der zivilisirten Welt das Andenken an die glänzende Zeit der unbestrittenen musikalischen Welt Herrschaft der italienischen Kunst heraufzubeschwören. So verblaßt und dürrig uns heute auch die Farben des Rossinischen „Taufred“ oder „Othello“ erscheinen mögen — wir dürfen nicht vergessen, daß sie, gegen die damalige opera seria gehalten, doch einen gewaltigen Fortschritt bedeuten. Und Rossini's komische Opern üben noch heute durch ihre ungezwungene Grazie und köstlichen Humor dieselbe bestrickende Wirkung aus wie vor achtzig Jahren. Der vielergerigte Mangel Rossini's an dramatischem Ausdruck verschwindet bei dem Vergleich seiner Partituren mit denen seiner Vorgänger fast gänzlich; sogar in jedem Akte seines geschmähten und in jeder Musikgeschichte als warnendes Beispiel aufgestellten „Othello“ pulst mehr frisches, dramatisches Leben, als in sämtlichen Opernpartituren Paers. Das Ueberwuchern der Koloratur in Rossini's Opern erklärt sich aus dem Bestreben des Komponisten, dem argen Mangel der Sänger und Sängerinnen, jede Melodie durch eigene, erfundene Schnörkel und Triller zu ersetzen, durch feste Fixirung der Gesangsverzierungen ein Ende zu machen.

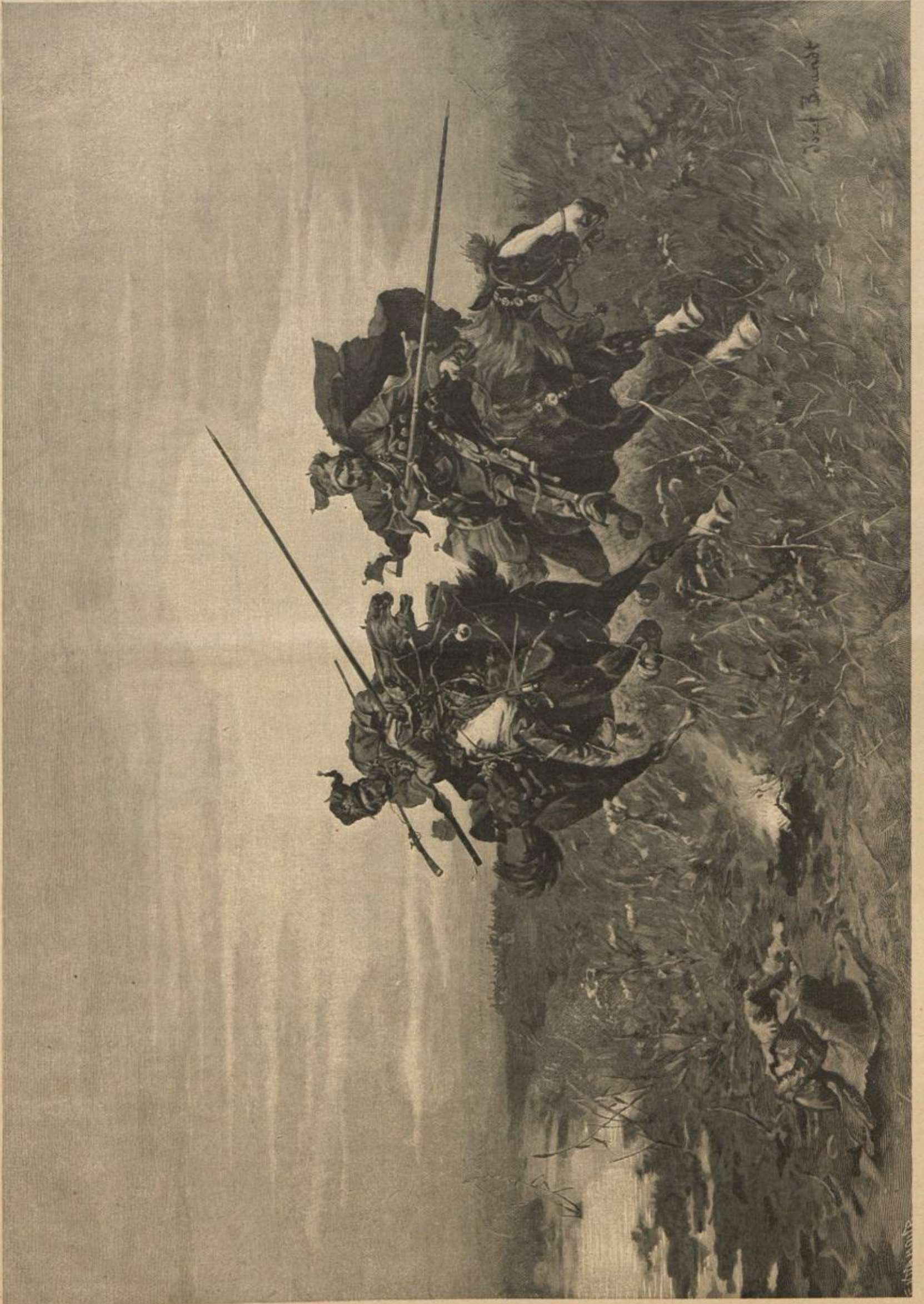
Ebenso bedeutet die Bellinische Oper einen erheblichen Fortschritt über die in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in Italien übliche Opernkomposition hinaus. War auch das der Bellinischen Melodik zugewiesene Ausdrucksgebiet nur klein und eng begrenzt, so hat doch der Komponist innerhalb der ihm vorgeschriebenen Schranken Tonwerke von hoher Ursprünglichkeit und bleibendem Werth zu schaffen gewußt. Gerade nach deutschen Begriffen ist Bellini's Melodik bei aller Weichlichkeit und Sentimentalität doch nichts weniger als unwahr, und daß sein Hauptwerk, die „Norma“, auch im dramatischen Ausdruck zu den besten der zeitgenössischen Opern zählte, hat selbst der junge Wagner rückhaltlos eingestanden.

Als der junge Donizetti mit seinem „Liebestrant“ sein erstes bleibendes Werk schuf, konnten die musikalischen Verhältnisse Italiens dem jungen, strebenden Talente nicht günstiger sein. Italiens größter dramatischer Komponist, Rossini, schwieg bereits seit drei Jahren, seit dem rauschenden Erfolge seines „Toll“, seines reifsten und abgeklärtesten Werkes. Sein großer Rivale Bellini rüstete sich bereits zur Reise nach Frankreichs Hauptstadt, aus der er nicht wieder in seine Heimath zurückkehren sollte; schon im Jahre 1835 raffte der Tod den erst dreißigjährigen Künstler dahin. Die anderen dramatischen Tonbildner Italiens waren Sterne dritten und vierten Ranges; Pacini's bedeutendste Werke entfielen zudem schon in die zwanziger Jahre, von Meradantes Opern gefielen sich die einen zu sehr in einer gehaltlosen und langweiligen Verwässerung des Rossinischen Stiles, während die anderen dem italienischen Publikum wegen ihrer angeblichen allzu großen Anklänge an deutsche klassische Muster mißfielen.

Donizetti's erste Opern, namentlich das Werk, mit dem er zum ersten Male größeres Aufsehen erregte, die „Anna von Bolcyn“, zeigen ihn freilich noch vollständig im Range Rossini's. Doch ist von der Kraft und Gluth, der üppigen, melodischen Erfindungsgabe des Pefarefers in diesen Partituren herzlich wenig zu verspüren; mit um so größerer Treue sind ihm seine Schwächen und Mängel, die lärmende und doch wieder eintönige, schablonenhafte Instrumentirung, das Vorkherrschen der Bravourarie, die geringe dramatische Charakteristik abgelauscht. Daneben macht sich der Einfluß des jungen Bellini geltend. Erst von dem „Liebestrant“ an zeigt die Muse Donizetti's ihr eigenes Gesicht. Der „Liebestrant“ ist die erste der Donizetti'schen Opern, die noch heute auf dem Repertoire unserer Opernbühnen erscheinen; neben Rossini's sechzehn Jahre vorher erschienenem „Barbier“ darf er als die populärste, wie künstlerisch werthvollste komische italienische Oper angesehen werden. Freilich stehen die melodischen Quellen Donizetti's nicht so reichlich wie die seines großen Nebenbuhlers, sein Humor ist nicht so originell und wirksam, doch weiß Donizetti in den Szenen sentimentalen Charakters weit rührendere und zu Herzen sprechendere Töne zu finden als Rossini, der Situationen, in denen ein reines, tiefes Gefühl zu Worte kommen soll, entweder aus dem Wege geht oder, wo er sie schlechterdings nicht vermeiden kann, wie in dem Duett zwischen Almaviva und Rosina im „Barbier“, sich mit einigen inhaltsleeren, nichts sagenden Floskeln behilft. Dagegen zählt die Des-dur-Arie Memorios im „Liebestrant“ mit ihrer edlen, einfachen Sentimentalität zu den schönsten Eingebungen des Komponisten.

Schon an dieser Stelle mögen, um die komischen Opern Donizetti's im Zusammenhange zu besprechen, einige Worte über die beiden anderen komischen Opern des Tonbildners, die an ihrer Lebenskraft bis heute nichts eingebüßt haben, hier ihren Platz finden. Ueingezeichnetester Beliebtheit erfreut sich immer noch die „Regiments-tochter“, und dieses gleicher Weise bei dem Publikum, dessen Geschmack an der flotten, glücklich erfundenen Handlung und der immer frischen, geistvollen Melodik noch immer seine Rechnung findet, bei den Sängern, denen die gerade in dieser Oper so dankbare und leichte Schreibart des Tonbildners Gelegenheit zu wohlfeilen Triumpfen bietet, und endlich bei den Theaterdirektoren, denen die leicht zu inszenirende, nur zwei Stunden andauernde Oper als willkommenster Lückenbüsser erscheint. Donizetti hat die „Regiments-tochter“ für ein französisches Publikum geschrieben; es erscheint wunderbar, mit welcher genialen Leichtigkeit der Komponist alle charakteristischen Eigenschaften der französischen Oper, in der gerade in jenen Jahren das nationale Element durch Poicelien und Auber zu stärkerer Geltung gelangt war, in den Dienst seines geschmeidigen Talents gestellt hat, ohne dabei den Vollblütitaliener zu verleugnen. Die liebenswürdige Grazie, die leichte Beweglichkeit, die feste, flotte Rhythmik der französischen Musik finden sich in der Partitur nicht minder, wie der holde Melodien schmelz, die naive Sentimentalität, das üppige, volksthümliche Schwelgen im klanglichen Wohlklang der italienischen Tonkunst. Trotzdem macht die Oper nirgends den Eindruck des Zusammengefügten und Er künstelten, sondern erscheint harmonisch und aus einem Guß geformt.

Die dritte komische Oper Donizetti's, der „Don Pasquale“, trägt wieder rein national-italienischen Charakter. Das Textbuch, das sich der Maestro mit geschickter Hand selbst zusammengestellt hat, zeigt einige Verwandtschaft mit dem Rossinischen „Barbier von Sevilla“. Eine junge Wittwe, Norina, die sich von zwei Freiern, dem hübschen, jungen Ernesto, und dem alten Hagestolzen Don Pasquale, umworben sieht, weiß dem Letzteren, nachdem sie ihm einige Hoffnung gemacht hat, die Ehe mit ihr als eine solche Hölle darzustellen, daß er jeden Gedanken an eine Verheirathung aufgibt und in die Heirath Norina's mit Ernesto — seinem Neffen — einwilligt. So farg und dürrig die auf drei Akte vertheilte, übrigens durchaus nicht ungeschickt aufgebaute Handlung erscheint, so abwechslungsreich und reizvoll ist die Musik



Auf der Nahrung. Von J. Brandt.

dazu. Leider setzt das Werkchen zu einer vollendeten, stilgerechten Aufführung italienische Sänger und Sängerinnen voraus; das schnelle Tempo des gerade im „Don Pasquale“ einen breiten Raum einnehmenden recitativo secco (nur vom Streich quartett begleiteten Rezitatifs) kann bei einer Aufführung in deutscher Sprache unmöglich innegehalten werden. Auch wetteifern die Parlien der Norma und des Don Pasquale in der Häufung vokaler Schwierigkeiten mit jenen des Almaviva und der Rosina im „Barbier“. Von den tragischen Opern Donizettis charakterisirt die „Lucrezia Borgia“ am besten die Donizettische Kunst. Das italienische Publikum, dem noch im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts der veroperie Shakespeare'sche „Othello“ zu viel des Grausigen und Nervenregenden erhalten hatte, war in weniger als zwei kurzen Jahrzehnten ein anderes geworden. „Tragische Stoffe“, so heißt es in einer älteren, anonymen Charakteristik der Donizettischen Oper, „waren vorherrschend geworden; Gift und Dolch durften nicht fehlen, Martern aller Art waren zum Hauptthema geworden, und die Neigung dafür erhielt sich im Auslande noch länger als in Deutschland. Dazwischen mußten sinnliche Anregungen der Liebe und des Weines den Hörer unterhalten. Daß dadurch das Großartige zurückgedrängt und in heftige, ängere Reize und Schrecken, die einander ablösen, umgewandelt werden mußte, liegt klar am Tage. Der harte Wechsel des Grausigen mit dem stark Sinnlichen, den der Inhalt der Fabel erstrebte, konnte nicht ohne Einfluß auf die Musik bleiben.“ Mit der Häufung von Instrumentationseffekten war es unmöglich, dem Graus und Schrecken der Handlung musikalischen Ausdruck zu verleihen; alle Kunstgriffe einer ebenso prunkenden, rauschenden, effektvollen als freilich im Grunde genommen ebenso überaus dürftigen, armseligen Instrumentirung hatte bereits Rossini erschöpft. So mußte man denn nach anderweitigen Reizmitteln greifen und fand solche in der französischen Harmonik, die namentlich Auber in seinem Hauptwerk, „Die Stimme von Portici“, durch manche kühne, neue Akkordfolge bereichert hatte. Doch war auch die Melodik Donizettis seit seiner „Anna von Boloin“ und mancher früheren Oper, in denen die Kühnheit und Weichheit Bellinis noch überboten erscheint, mit der fast ausschließlichen Bevorzugung schrecklicher und grausiger Opernstoffe harter und greller geworden. Die Melodien der „Lucrezia Borgia“ erscheinen im Vergleich zu Donizettis früheren Kompositionen und namentlich zur Rossinischen und Bellinischen Melodik zwar weniger edel und befriedend, aber dafür um so lebhafter, farbiger, charakteristischer. Die „Lucrezia Borgia“ scheint zu jenen Werken zu gehören, die das Kunstschaffen Verdis in seiner ersten und zweiten Periode endgültig beeinflusst haben; in ihr finden sich bereits alle jene Eigenschaften im Keime vor, die die Verdische Oper vom „Nebukadnezar“ bis zum „Maskenball“ charakterisiren: die rücksichtslose Ausbeutung der Singstimme zu den größten, aber packendsten vokalen Effekten, die Bevorzugung von manchen Tanzrhythmen bei dem musikalischen Ausdruck gewisser öfters wiederkehrender dramatischer Situationen, die jäh hervorlodende, brutale musikalische Leidenschaftlichkeit, die freche, aber doch oft einer gewissen Bravour nicht entbehrende Verwendung des überreichlich besetzten Orchesters, namentlich des Blas- und Schlagkörpers, zu den rohesten Marteneffekten. Sanfter und abgeklärter, aber darum nicht leidenschaftsloser, erscheint die Donizettische Kunst in seiner populärsten tragischen Oper, der nach dem bekannten Scottischen Roman geschriebenen „Lucia von Lammermoor“. Ein wenig von der Sanftmuth und Resignation der stillen Dulderin Lucia scheint auch in die Melodik der Oper übergegangen zu sein; sogar in der berühmten Bahnhofszene, die freilich als dramatisches Gesangsstück belanglos ist, als eine der vollendetsten italienischen Bravourarien aber noch lange Freunde und Bewunderer finden wird, girren und kosen die Melodien wie verliebte Schäser.

Ein Seitenstück zur „Lucia“ ist die gleichfalls heute noch nicht vergessene „Linda von Chamounix“, doch geht der edle, elegische Ton, der über der erst-

genannten Oper wie ein zarter Hauch liegt, in der „Linda“ vielfach in eine langweilige, marlose Sentimentalität über. Auch vermag sich das Textbuch mit dem zur „Lucia“ nicht zu messen, das doch, trotz des plumpen und ungeschickten Aufbaues der dramatischen Handlung, manchen schönen und fesselnden Zug aus dem Scottischen Roman herübergerettet hat, und zumal durch die sympathische Figur der Titelheldin steter Theilnahme sicher ist. Donizettis für Paris geschriebene „Favoritin“, in der der Lieddichter deutsche musikalisch-dramatische Vorbilder und die französische große Oper zu einem Ganzen zusammenzuschweißen versucht hat, findet Nichts nicht mit Unrecht inponierend langweilig. Nur der vierte Akt, in dem Donizetti wieder sein Talent für den musikalischen Ausdruck empfindsamer, elegischer Situationen aufs Glänzendste zu entfalten weiß, vermag heute noch ein tieferes Interesse zu erwecken.

Lebhaftes Bedauern verdient, daß die für Wien geschriebene „Maria von Rohan“ längst gänzlich vergessen ist. Wenn die „Regimentsdame“ als glückliche Verschmelzung des italienischen und französischen Stils im Rahmen der komischen Oper noch heute immer neue Triumphe feiert, so verdient die tragische Oper „Maria von Rohan“, in der der Lieddichter deutsche und italienische Kunstprinzipien mit ebensoviel Geschick wie Erfolg zu vereinigen gewußt hat, ein gleiches Loos. Donizetti hat in der Oper, die das Lodovico und Padonische Trauerspiel „Ein Duell unter Nischen“ zum Vorwurf hat, seine früheren Unarten und schlechten Eigenschaften fast gänzlich abgestreift und dafür ein Werk geschaffen, das sich nicht minder durch Schönheit und Adel der Melodik, als durch dramatische Schlagsfertigkeit und weise Beschränkung in der Verwendung der Singstimmen und Instrumente auszeichnet. Namentlich der dritte Akt zählt zu dem Schönsten, was die gesammte neuere italienische Oper geschaffen hat.

„Don Sebastian“, Donizettis letztes Werk, trägt alle Spuren der nahenden Geisteszerstörung an sich. Alle Schwächen und Fehler des Komponisten erscheinen in arger Verzerrung wie in einem Hohlspiegel. Nur der Trauermarsch im dritten Akte reiht sich neben das Beste, was Donizetti geschaffen.

Zum Schluß möge noch mit einigen Worten auf den Gesamtcharakter des Donizettischen Kunstschaffens eingegangen werden. Donizetti gehört nicht zu den führenden Geistern im Reiche der Tonkunst: er hat weder die Musik um neue Ausdrucksgebiete bereichert, noch im Rahmen der ihm überkommenen musikalischen Formen Kunstgebilde von kraftvoller Eigenart und hohem künstlerischen Werth geschaffen. Ein Zwiespalt zieht sich durch sein gesamntes Schaffen: auf der einen Seite das Streben, sich selbst zu übertreffen, Kühnes, Neues zu erzeugen, auf der anderen Seite das Unvermögen, die überlieferte Schablone der alten italienischen Lirnoenoper bei Seite zu legen und sich eigene Wege zu bahnen. So bemerkenswerthe Anläufe der Komponist auch mehrfach nimmt, seiner vorwärts strebenden Individualität freien Lauf zu lassen, für seine oft genug so originellen, reizvollen, sich aus der dramatischen Situation ungezwungen ergebenden Melodien die entsprechende musikalisch-dramatische Einkleidung zu finden — er vermag sich nach dem Erklimmen einer gewissen Höhe nicht auf ihr zu erhalten und sinkt auf das alte, niedrige Niveau herab. Das Sextett im zweiten Akte der „Lucia von Lammermoor“ bildet nach dem Adel und Ausdruck seiner Melodien, seiner kraftvollen dramatischen Steigerung, einen musikalisch-dramatischen Höhepunkt der Handlung, um den der Komponist höchsten Lobes würdig wäre; leider leint er an dieses prachtvolle Ensemblestück ein Finale in leierndem Sechszachtel-Takt, das auf den Hörer wie eine kalte Douche wirkt und die hochgespannten Erwartungen wieder auf das niedrige Niveau der italienischen Duzend- und Alltagsoper zurückschraubt. Auch manche der Donizettischen Instrumentalwerke, wie die Ouverturen zur „Linda von Chamounix“ und zur „Maria von Rohan“, lassen in ihren ersten Theilen das Beste erwarten, bis der Komponist, wie von einem bösen Dämon getrieben, den Faden der Ausarbeitung und Ausnutzung seiner prachtvollen musikalischen Gedanken plötzlich abreißt, und

was er eben noch Gutes geschaffen, in den lärmenden Tanz- oder Marschrhythmen des blechgepanzerten Orchesters versinken läßt.

Donizetti hat sich auf fast allen Gebieten der Operproduktion der Reihe nach versucht: er hat komische und tragische, bürgerliche und Heldenoper geschrieben, er hat sich die deutsche und französische Stilart dienstbar zu machen versucht, er hat mit allen Schreibarten und Ausdrucksformen auf musikalisch-dramatischem Gebiete zu kokettiren gewußt — und doch verdankt ihm die moderne Oper keine Er rungenschaft von bleibendem Werthe. Wenn trotzdem eine stattliche Reihe von seinen Werken noch heute auf unseren Spielplänen erscheint — Werke, die einer Kunst angehören, deren Erzeugnisse wie die keiner anderen schnell welken und vom Sturmhauch des stets wechselnden Zeitgeschmacks geliebt werden — so beweist dies, daß doch ein göttlicher Funke das Schaffen des Vielgeschmähten beselen mußte. Und diese Eigenschaft, die uns immer von Neuem mit der Kunst des Italieners ansöhnt, so Vieles uns auch mit Recht daran veraltet und werthlos erscheinen mag, ist ihre blühende, sinnlich-schöne Melodik, wie sie namentlich in den Sologesängen und den kleineren, mehrstimmigen Gesängen eine so rührende und bereite Sprache zu uns führt. Als Großes, Ganzes, als Kunstwerk ist die ältere italienische Oper längst dem Untergange geweiht; sie war bereits verschieden, bevor noch Wagner seine vernichtenden Streiche gegen sie führte, aber so lange unsere Ohren für den Schmelz und Wohlklang einfacher, ungekünstelter Melodik empfänglich sein werden, werden auch die Weisen des liederreichen Bergamasken ihren Weg zum Herzen finden. Mag auch der Griffel der Zeit noch manche der heute noch lebenden Opern des Komponisten vom Repertoire unserer Opernbühnen streichen — unzählige seiner Melodien werden nach wie vor das Echo harmloser Freude und sanfter Schwermuth in jeder fühlenden Brust wecken.

Die Henkerin des Robespierre.

Nach geschichtlichen Quellen. Von Heinrich See.
(Fortsetzung.)

Die Tribünen applaudirten. Auf einer Bank saß die Marquise von Fontenay. Zum dritten Male erkannte sie ihn. Auch die Marquise klatschte in die weißen Hände. Sie schwärmte für die Freiheit. Einige Zeit vorher hatte der Marquis auf seinem Schlosse den Mitgliedern der Nationalversammlung ein Nachtfest gegeben. Mirabeau, Chamfort, Berguand, Robespierre und Camille Desmoulins erschienen. Man speiste bei Musik und Nachtigallengesang im Park. Ein plötzlicher Windstoß stürzte die Tafel um und riß Robespierre die Perrücke vom Kopf. Die Marquise galt für die Göttin des Festes. Die „Königin“ des Festes — das sagte man bereits nicht mehr.

Ein Jahr später ging Tallien als Kommissarius nach Bordeaux, um diese Stadt, die sich gegen den Berg empörte, zu züchtigen. Die Guillotine von Bordeaux arbeitete. „Das Beil wird nicht eher ruhen“, schrieb Tallien an den Konvent, „als bis alle Schuldigen ihr Verbrechen gebüßt haben.“ Sein Gericht war beschäftigt, die Verathung über einen Angeklagten durfte nicht länger als fünf Minuten dauern. Der Berg war mit seinem Kommissarius zufrieden.

In demselben Sommer verließen auch der Marquis von Fontenay und seine Gemahlin Paris, um nach Bordeaux und von dort mit dem Schiff nach Spanien zu flüchten. Die Marquise ging nur unwillig. Sie war müthig, sie fürchtete nicht die Gefahr; vielmehr fand ihr abenteuerlicher Geist daran Gefallen. Sie liebte ihren Mann nicht mehr, denn jetzt, in der Stunde der Prüfung, zeigte er sich als Feigling. Die Beziehungen des Marquis zu Barère und Barras, den ehemaligen Gästen seines Salons, hatten ihn bisher beschützt, aber das neue Gesetz gegen die Verdächtigen trieb den letzten Adel aus der Baumreihe von Paris. Wohlbehalten kamen der

Marquis und die Marquise nach Bordeaux. Am Tage ihrer Ankunft lag im Hafen von Bordeaux ein englisches Fahrzeug mit dreihundert Passagieren, Aristokraten und Royalisten. An dem Fahrpreise, den der Kapitän verlangte und zu dem die Passagiere Alles gaben, was sie hatten, fehlten noch dreitausend Franken. Die Marquise trifft in Bordeaux ihren Onkel und erfährt das von ihm. Sogleich wirft sie sich, ohne auf die Warnung ihres Onkels und ihres Mannes zu hören, in einen Wagen, sucht den Kapitän auf und giebt ihm das Geld. Der Kapitän will ihr eine Quittung geben. „Nein,“ sagte die Marquise, „geben Sie mir lieber ein Verzeichniß Ihrer Passagiere.“ Der Kapitän schreibt der Marquise in aller Eile zwanzig der vornehmsten Namen auf, geht nach dem Hafen und erzählt den Vorfall. Einige Jakobiner hören ihn, bringen auf ihn ein und wollen ihn zur Guillotine schleppen. Der Kapitän zieht ein Pistol, verwundet drei, schießt auf das Schiff und sticht mit den dreihundert Passagieren in See. Während suchen die Verwundeten jetzt nach der Frau. Der Kapitän sagte, sie war schön. Indessen ging die Marquise mit ihrem Onkel Cabarrus und zwei anderen Herrn, heimlichen Girondisten, auf dem Theaterplatz spazieren und sprach von ihrer bevorstehenden Abreise. Da stürzt der Haufe auf sie zu. „Das ist sie,“ schreit er, „die hat die Aristokraten gerettet!“ Ein Theil jagt ihre Begleiter die Straße hinunter, der andere umringt sie und packt sie. Die Marquise bleibt ruhig; an ihrem Hut trägt sie die grüne Kokarde der Revolution.

„Was wollen Sie von mir?“ sagt sie, „ich bin keine Feindin des Volkes. Sie sehen meine Kokarde, ich bin eine Patriotin.“ „Die List!“ brüllt das Volk. Die Marquise merkt, daß sie verrathen ist. Ein Patron will ihr das Nieder abreißen. Duntroth stößt ihn die Marquise zurück. Darauf zieht sie selbst den Zettel mit dem Verzeichniß hervor. „Hier ist sie,“ ruft die Marquise, „wenn Ihr sie haben wollt, so müßt Ihr mich tödten!“ Mit diesen Worten steckt die Marquise den Zettel in den Mund und zerbeißt ihn mit ihren Zähnen. Das Volk brüllt auf. Da kommt Tallien über den Platz. Auf einen Wink seiner Hand weicht die Menge zurück. Er erkennt die Marquise nicht wieder. Er erfährt den Sachverhalt und spricht: „Wenn diese Frau schuldig ist, so gehört sie der Justiz. Ich hoffe, Ihr seid zu großmüthig, einen entwaffneten Feind noch zu mißhandeln, zumal eine Frau.“ In diesem Augenblick erscheint ein Trupp Gendarmen La ombe, der Präsident des Revolutionsgerichts von Bordeaux, hat den Vorfall erfahren und läßt die Marquise suchen. Die Gendarmen ergreifen die Marquise und führen sie ins Gefängniß. Auch ihr Gemahl, der Marquis, wird gefaßt und in Gewahrsam gebracht.

Eine Stunde später begiebt sich Tallien ins Gefängniß und befiehlt dem Schließer, daß die Gefangene ihm vorgeführt werde. Die Marquise erscheint. Einige Augenblicke stehen sich Beide gegenüber. Tallien ein Mann von vierundzwanzig, die Marquise eine Frau von zwanzig. Tallien deutet auf einen Stuhl, die Marquise und er nehmen Platz. „Sie erkennen mich?“ fragt die Marquise. „Ja, Bürgerin,“ erwidert Tallien, „wieso sind Sie in Bordeaux?“ „Weil in Paris Alles ins Gefängniß kommt, sogar die Republikaner, denn ich bin auch Republikanerin.“ „Wir sind nicht blind,“ entgegnete Tallien sanfter, „wir bekriegen nur die Feinde der Republik.“ „Dann ist das Gefängniß blind,“ lächelt die Marquise, „denn hier und in Paris schmachten die Republikaner in Fesseln.“ „Wessen sind Sie angeklagt, Bürgerin?“ fährt Tallien fort. „Wahrscheinlich wegen alles Möglichen,“ spottet die Marquise, „weil es nichts giebt, was man mir vorwerfen kann.“ „Ich habe gehört, Sie wollten mit dem gewissen Marquis von Fontenay auswandern?“ „Auswandern? Das ist mir nicht eingefallen. Wir wollten nach Spanien. Dort ist mein Vater.“ Der Schließer wartet indessen, um die Gefangene wieder nach ihrer Zelle zu bringen. Mit mißtrauischen Augen wacht der Terrorismus, auch über den Prokonsul von Bordeaux. Finsternen Blickes, mit gerunzelter Stirn spricht Tallien: „Gut, Bürgerin,

ich will veranlassen, daß Ihr Prozeß so schnell wie möglich an das Tribunal kommt. Ist der Bürger Fontenay unschuldig, so werden auch Sie es sein. Dann können Sie Ihren Vater in Madrid immerhin besuchen.“ Die Marquise schreit auf. „Großer Gott! Ich komme vor das Tribunal! Ich, die Tochter eines Grafen, die Frau eines Marquis, mit einer solchen Hand, die nie gearbeitet hat, die nur einmal Charpie gezipft hat für die Verwundeten des zehnten August! Dann bin ich schon verurtheilt. Mit einer solchen Hand!“ Mit dieser ihrer Hand berührt sie die Talliens. Tallien zittert. „Sie thun Unrecht daran, Bürgerin,“ erwiderte er, „an der Gerechtigkeit unseres Tribunals zu zweifeln. Wir haben es nicht errichtet, um zu morden, wir haben es errichtet, um die Republik zu schützen und die Unschuld ausfindig zu machen.“ Das Pathos, selbst im Gespräch, war Wode geworden. Auch gab der Prokonsul eine Wochenchrift heraus, den „Bürgerfreund“; er schrieb und sprach in rhetorischen Stil. — Tallien wendet sich jetzt an den Schließer mit einem Auftrag und schickt ihn fort. Er ist mit der Gefangenen allein und ergreift ihre Hand. „Wir sind keine Tyrannen,“ sagt er zärtlich. „Ich nehme an,“ erwidert die Marquise, „daß, wer mit solcher Veredsamkeit den Bürgerfreund schreibt, daß der auch der Freund der Bürgerinnen ist. O, lassen Sie mich nicht vor diesem verhassten Tribunal erscheinen.“ „Unmöglich, Frankreich beobachtet mich. Verleihe ich meine Pflicht um einer so schönen Frau wie Sie, so würde mich Robespierre zerschmettern.“ „Sie tödten also, weil Sie Furcht haben, getödtet zu werden?“ „Was verlangen Sie?“ „Sie wissen es, die Freiheit.“ „Ich weiß es.“ „Auch die Freiheit meines Mannes.“ „Aber Sie lieben ihn nicht.“ „In diesem Augenblick bin ich sein Weib.“ „Aber wenn er schuldig ist und Sie nicht?“ „Ich will schuldig sein.“ „Nun, Madame, in unseren Zeiten opfert sich eine Bürgerin nicht mehr ihrem Gatten, sondern der Nation. Wenn ich Ihnen die Freiheit verschaffe, so stelle ich eine Bedingung. Werden Sie die Gegeria des Berges, wie die Roland die der Gironde war.“ „Ich kenne keinen Berg und keine Gironde, ich kenne nur das Volk, ich liebe es und diene ihm. Geben Sie mir ein härenes Kleid und ich will in die Hospitäler gehen und die kranken Jakobiner pflegen.“ „Als barmherzige Schwester? Nicht übel!“ Tallien ergreift ihre Hand und führt sie an die Lippen. Dann spricht er: „Nein, Ihre Aufgabe soll größer sein. Auf die Tribüne sollen Sie steigen und allen Denen, die für die Republik noch nicht entflammt sind, das heilige Feuer einhauchen. Ich schüre schon den Flammenbrand Ihrer Rede.“ Tallien tritt an seine Gefangene dicht heran. „Abgemacht,“ sagt die Marquise, „Bürger, nicht wahr? Wir reisen noch heute Abend nach Spanien ab und Sie werden niemals wieder etwas von mir hören.“ Talliens Gesicht verändert sich, er lächelt spöttisch und frostig. „Ich sehe mit Vergnügen, Bürgerin,“ entgegnete er, „daß, wenn Sie einmal zur Macht gelangen, Sie sehr gnädig sein werden.“ „Ich möchte auch nur die Macht für die Gnade. Ich aber verlange keine Gnade von Ihnen, nur Gerechtigkeit.“ „Die Gerechtigkeit ist die Sache des Volkes,“ erwidert Tallien kalt. Die Marquise blickt ihn stumm einen Augenblick an, dann lächelt sie holdselig. „Es ist wahr, ich täuschte mich. Die Gerechtigkeit wäre auch zu langsam, die Gnade aber ist schnell! O Gnade! Gnade!“ Mit diesen Worten fällt die Marquise dem Prokonsul zu Füßen und umschlingt mit ihren Armen seine Knie. Tallien beugt sich zu ihr hinab, zieht sie empor und drückt sie an seine Brust. „Stehen Sie auf, Madame,“ flüstert er, „ich sehe meinen Kopf aufs Spiel, aber was thut's, Sie sind frei!“ In diesem Augenblick ertönt Geräusch, der Schließer tritt ein. „Adieu, Bürgerin,“ sagt Tallien wieder mit seinem strengen Gesicht, „ich begeben mich sofort zum Comitè und werde dort den Irrthum aufklären, dessen Opfer Sie geworden sind.“ Der Schließer führte die Marquise in die Zelle zurück. Darauf schrieb er dann an Robespierre folgende Zeilen: „Alles verräth die Republik. Der Bürger Tallien begnadigt die Aristokraten.“

Am folgenden Tage wurde der Marquis aus dem Gefängniß entlassen und floh nach Spanien. Um seine Gattin kümmerte er sich nicht, die Marquise blieb in Bordeaux. Sie sah im Cabinet des Prokonsuls, dessen Geliebte sie jetzt war, prägte die täglich eingehenden Listen der Gefangenen und strich die Namen, die ihr darunter gestelen, aus. Sie weinte, daß sie nicht Alle austreichen konnte. Tallien war ihr Stille. Auch die beiden anderen Kommissarien, Lacombe und Ysabeau, beherrschte sie. Bordeaux athmete auf. Eine Frau, Theresia Cabarrus, nicht mehr die Marquise von Fontenay, hielt das Beil der Guillotine in Ruh. Wo sich Tallien mit Theresia zeigte, im Theater, auf den öffentlichen Festen, im Wagen, jubelte das Volk ihm zu. Theresia trug die neue Mode, das griechische Kleid; durch die busigen Falten schimmerten ihre schönen Glieder. Sie war wie eine Göttin der Barmherzigkeit und der Freiheit. Zuweilen begab sich Theresia in die Klubs, auf dem aufgelösten Daar einen Hut mit einem Federbusch in den Farben der Tricolore, und hielt Vorträge über die Republik, die Freiheit und die Milde. Tallien war in Bordeaux der Herr über Leben und Tod, aber Theresia Cabarrus war seine Herrin und mit ihm beteten sie an die Geretteten und Befreiten. Tallien wohnte am Platz, wo das Schaffot stand. Theresia empfand ein Grauen vor dem Gerüst. Eines Tages sagte sie zu ihm: „Ich komme nicht mehr in Ihr Haus.“ „Gut,“ erwiderte Tallien, „so werde ich in Ihres ziehen.“ „Nein,“ sagte Theresia, „ich werde noch kommen. Nicht Sie sollen von hier fort, sondern die Guillotine.“ * * *

Im Anfang des Jahres 1794 berief Robespierre, von seinen Spionen über das Benehmen des Prokonsuls fortwährend unterrichtet, Tallien zurück nach Paris. Mit Tallien kam Theresia Cabarrus. Theresia war seit einiger Zeit von dem Marquis geschieden. Am 22. März wurde Tallien, nunmehr ein Fünfundzwanzigjähriger, Präsident des Konvents. Vierzehn Tage später, am 5. April, dem Tage der Verurtheilung Dantons und Camilles Desmoulins, legte er den Vorsitz bereits nieder. Am 24. April hielt Theresia im Konvent eine Rede. „Wehe den Frauen,“ sprach sie, „die die schöne Bestimmung, zu der sie ausersehen sind, verkennen und die, um sich von ihren Pflichten zu befreien, den falschen Ehrgeiz haben, die Pflichten des Mannes zu übernehmen, die die Vorzüge ihres Geschlechtes so verkennen und die Vorzüge des Mannes doch nicht erreichen. Aber wäre es für sie nicht ebenso schlimm, wenn sie, gehindert an der Ausübung der bürgerlichen Rechte, sich so in ihrem Vaterlande als Fremde betrachten sollten? In einer Republik muß Jeder Republikaner sein. Ob Bürger oder Bürgerin, Keiner darf sich, wer Ehre hat, von dem Dienst des Vaterlandes ausschließen. Gestattet, Ihr Gesetzgeber hier, daß meine Schwestern von ihren Bestimmungen und Pflichten durch meinen Mund jetzt sprechen, daß sie Euch sagen, wie ungeduldig sie warten, von Euch im Namen des Vaterlandes endlich dazu berufen zu werden. Ihre Hoffnung ist, daß Ihr ihnen eine Stelle im öffentlichen Unterrichtswesen einräumen werdet. Unzählige ihrer kleinen Geschlechtsgenossen hat das Schicksal der mütterlichen Obhut beraubt. Vertraut sie ihnen an, ihren launigen Händen, ihrer fremdlichen Stimme. Wer soll sie Scham und Sittsamkeit lehren, wenn nicht eine Frau? Die Inzuchtstätte der Verlassenen, der Unglücklichen, die Häuser der Waisen und Kranken. . . Da ruft die Frauen hinein. Hier ist die wahre Schule des Weibes, des heranwachsenden Mädchens. Hier lernt es seine Pflichten gegen die Kinder, die es selbst einst haben wird. Keiner und herrlicher wird es sich entfalten, geklärt durch verklärliche Barmherzigkeit. Die Männer sind zu großen Thaten bestimmt, zu den Thaten der Kraft. Aber den Kranken und Verlassenen klingt ihre Stimme rau. Das Wort der Frau ist sanft und zart und tröstet. Wir stehen im Zeitalter der Freiheit und der heiligen Vaterlandsliebe. Hört, Bürgerdeputirte, um was wir Euch bitten. Befehlt, daß alle jungen Mädchen, ehe sie sich verheirathen, in die Armenhäuser, in die

Spitäler und in die Waisenhäuser gehen, um sich dort eine Zeit lang in den Tugenden zu üben, die die Gesellschaft berechtigt ist, von ihnen zu verlangen. Und wie viel Vortheile wird die Gesellschaft von einer solchen Einrichtung genießen. Wer kann ermessen, welche Folgen dem allgemeinen Wohl daraus entspringen werden? Die Frauen und die Sitten werden sich veredeln. Die Spitäler, ihres häßlichen Namens entkleidet, werden Tempel der Menschenliebe sein. Am Bette des Sterbenden wird ihr Engel stehen, nicht mehr das Grauen. Bürgerdeputirte, ich habe gesprochen. Ihr habt uns den Namen Bürgerin gegeben. Laßt uns so nicht bloß heißen, laßt es uns auch sein. Alle, selbst die Greise, genießen den ehrenvollen Vorzug, als Wächter vor dem friedlichen Hause des Bürgers zu stehen. Als Wächter steigen sie auf die Mauer, um nach den Gefahren auszuforschen, die unsere Brüder bedrohen. Auch meine Schwestern wollen Wächter sein. Bürgerdeputirte, die so zu Euch spricht, ist jung, erst ein- undzwanzig Jahr, sie ist Mutter, sie ist nicht mehr verheirathet. Ihr ganzer Ehrgeiz, ihr ganzes Glück würde es sein, sich als eine der Ersten diesen theuren Pflichten widmen zu dürfen. Hört ihren glühenden Wunsch und werde er durch Euch der Wunsch von ganz Frankreich!

So sprach Theresia Cabarrus, einst die vergötterte Königin der Salons, der Feste und der Mode. Die Versammlung verwunderte sich nicht. Sie verwunderte sich über gar nichts mehr. Beifällig nahm sie den Antrag auf und verwies ihn an eine Kommission.

In dieser Versammlung saß auch Robespierre. Er haßte Tallien. Tallien war groß geworden und der Diktator war eifersüchtig. Einen Schlag gegen ihn wagte er nicht, denn noch murrte das Volk über die Hinrichtung Dantons. Aber er erkannte an dem Verhafteten ein tödtliche Stelle. Einige Tage später unterzeichnete das Verhaftungs-Comité, bestehend aus Robespierre, Villaud-Varannes, Callot-d'Herbois und Barère, folgenden Befehl: „Die sogenannte Cabarrus, Tochter eines spanischen Bankiers und Frau des sogenannten Fontenay, ist sofort zu verhaften. An ihre Papiere sind die Siegel zu legen.“

Auf ihrem Schloß zu Fontenay, mitten in der Nacht, wurde Theresia von den Emissären Robes-

pierres gefangen genommen. Mit ihr eine Kammerfrau und ein Bedienter. Man brachte sie in das Gefängniß de la Force. Theresia kam in eine Einzelzelle, ein schwarzes, vergittertes Loch mit einem Bündel feuchten Strohs. Große Spinnen krochen darüber und hinter den Wänden hörte Theresia die Seufzer ihrer Genossen.

Am nächsten Tage vernahm Tallien das Geschehene. Ziellos durchirrte er die Champs Elysées. In der Ferne folgte ihm ein Mann. Das war ein Spion Robespierres. Gegen Abend schlich er sich vor die Force. Aber an seinem Fenster erscheint die Gestalt der Geliebten.

* * *

Theresia blieb im Gefängniß. Eines Abends öffnete der Schließer die Thür und erlaubte ihr, im Hofe spazieren zu gehen. Diese Gunst wurde in der Force den Untersuchungsgefangenen sonst nicht zu Theil. Es war schon dunkel. Plötzlich fiel zu den Füßen Theresias ein Stein. Sie hob ihn auf. An dem Stein war ein Zettel gebunden. Aber nirgends war ein Licht. Sie kehrte in ihre Zelle zurück und durchwachte die Nacht, bis der Morgen graute. Auf dem Zettel standen folgende Zeilen: „Ich wache über Sie. Jeden Abend um neun Uhr werden Sie im Hof spazieren gehen. Ich bin in Ihrer Nähe.“ Es waren Druckbuchstaben, aber Theresia kannte den Schreiber. Niebend fragte sie den Schließer, als er ihr das Frühstück brachte, gekochte Bohnen und Schwarzbrot, nach der Uhr. Der Schließer legte, wie auf alle ihre Fragen, stumm den Finger an den Mund. Acht Abende lang hintereinander erging sich Theresia im Hof. Tallien hatte in der Nachbarschaft ein Zimmer gemiethet. Dort saß er und verzehrte sich vor Grimm, Liebe und Schmerz. Von dort aus warf er seine Steinchen. Seine Mutter war ihm behülftlich gewesen. Sie hatte sich zu dem Schließer der Force begeben und ihn flehentlich gebeten, der Gefangenen eine Stunde frische Luft zu gönnen, sie wäre leidend und mühte sonst ersticken. Der Schließer hatte ein mitleidiges Weib und der Gefangenen wurde die Wohlthat bewilligt. Aber die Spione des Diktators erfuhren, daß Tallien in der Nähe der Force ein Zimmer bezogen hatte. In der Force erschien ein Emissär und führte die Gefangene

aus ihrer Zelle nach dem Karmeliterkloster. Dies, jetzt ein Gefängniß, lag an einem alten Garten. Die Zelle, in die der Kerkermeister die Gefangene brachte, war schon von zwei anderen Frauen besetzt, der Herzogin von Aiguillon und einer Frau Josephine Tascher, Wittve des bei der Rheinarmee gefallenen Generals Grafen Beaucharnais. An den Wänden der Zelle klebte noch das Blut der Septembermorde, auch die Spuren der Pfostenstiche und der Säbelhiebe waren noch sichtbar. In einem Winkel, auf einem Haufen Stroh, lag eine Matratze, die gemeinsame Lagerstatt der drei Gefangenen. Frau von Aiguillon hatte eine Scheere, einen Fingerhut und ein paar Nadeln behalten dürfen, sie nähte. Frau von Beaucharnais half ihr und las dabei. Theresia plauderte und sang. Mit der Scheere ritzten die drei Frauen ihre Namen in die Mauer, darüber die Worte: „O Freiheit, wann wirst Du aufhören, ein leeres Wort zu sein?“ Einige Tage später kam Theresia in ein anderes Gemach. Acht Betten standen darin, jedes vom anderen durch einen Verschlag getrennt. Sieben Betten waren schon besetzt. Diesmal waren es Frauen aller Stände. Der Kerker machte die Gefangenen gleich. Wie in allen Gefängnissen spielte man zur Unterhaltung Gerich und Guillotine. Das Spiel begann um Mitternacht, wenn die Gefangenen von den Schließern und neuen Eingelieferten nicht mehr gestört wurden. Auf den Betten saßen die Richter. Die Angeklagte stieg auf den Tisch, neben ihr standen der Ankläger und der Gerichtsschreiber. Die Angeklagte wurde jedes Mal verurtheilt. Darauf wurden ihr die Hände gebunden, sie wurde auf ein Bett gestreckt und empfing mit der Hand den Todesstreich. Die Gefangenen unterhielten sich bei dem Spiele wie die Kinder. Am nächsten Tage wurde Wahrheit aus dem Spiel. Fünf ihrer Genossinnen sah Theresia zur Guillotine abfahren. Noch war sie nicht verhört. Aber eines Morgens trat der Schließer herein und befahl Theresia, ihm zu folgen. Sie kamen in ein Zimmer, wo ein Emissär sie erwartete. „Geben Sie uns die Beweise oder bezugen Sie, daß Tallien in Bordeaux die Republik verrathen hat, und Sie sind frei,“ sagte der Emissär. „Ich bin einundzwanzig Jahre alt,“ erwiderte Theresia, „lieber aber will ich zwanzigmal sterben.“

(Schluß folgt.)

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Auf der Fahrt. (Zu unserem Bilde.) Schon seit drei Tagen sind sie auf der Spur des lähnen Flüchtling, der sich als Kaufmann in das Kosakenlager eingeschlichen und sich schnell die Freundschaft der Steppenreiter, die Günst der Offiziere zu erwerben gewußt hatte, um dann plötzlich des Nachts zu verschwinden. Nach der türkischen Grenze hin führte seine Spur; lange haben die beiden Kosaken, die der Hetman sofort zur Verfolgung des flüchtigen Spions ausgesandt, mit den Unbilden der Witterung und der rauhen, unwegsamen Steppe kämpfen müssen, bis sie heute endlich dem Entflohenen auf wenige Werst nahe gekommen sind. Wehe dem Unglücklichen, wenn er lebend in die Hände seiner Verfolger fällt! Eine düstere Mordluft blüht aus den Augen der beiden Krieger; sie werden das befehdigte heilige Rußland an dem Unglücklichen, der sich unter der Vorde des Freundes in ihr Vertrauen gestohlen, zu rächen wissen.

Ein langes Theaterstück. Im Jahre 1409 wurde von der niederen Geistlichkeit Londons ein Schauspiel aufgeführt, welches „Die Schöpfung der Welt“ hieß und nicht weniger als vierzig Akte hatte; die Aufführung nahm volle acht Tage in Anspruch.

Chinesische Weisheit.

Der Mond wacht bei Nacht, der Hahn hat sein Amt des Morgens, wie kann man ein Mensch heißen, wenn man nicht studirt? Der Seidenwurm spinnt Seide, die Biene erzeugt Honig, der Mensch ist weniger als diese Thiere, wenn er nicht studirt.

Besser ein Hund in Frieden, als ein Mensch in Gefangenschaft.

Der Edelstein wird nicht ohne Reibung polirt, noch der Mensch ohne Prüfung vervollkommenet.

Auf die Frage wegen des Zustandes nach dem Tode antwortete Kong-tse (Confucius), der im sechsten Jahrhundert vor Christi lebende Weise des himmlischen Reiches: „Ich kenne das Leben noch nicht, wie sollte ich vom Tode wissen?“

Ein anderer Lobfänger der alten und Bussprediger und Unheilverländer der neuen Zeit erklärt:

Herrlich ist es wohl zu schauen,
Wie wir unsern Ahnen bauen
Schöne Grabdenkmale;
Sorglich auch bewahren wir
Kunst und Wissenschaften hier
Gleich des Himmels Strahle.

Alles haben wir erpäht,
Auch zur tiefsten Tiefe geht
Unsers Geistes Forstchen;
Dennoch ist uns angejagt,
Daß dem Reich ein Morgen tagt,
Wo es wird vermorschen.

Denn an innerem Gehalt,
An des Geistes Urgankeit
Fehlt es unsern Können;
Wie der Has auch zierlich springt,
Endlich es dem Hund gelingt
Nieder ihn zu rennen.

Ich lieg in schwerem Traume
Von nichts als Jahr (= Gefahr) und Noth.

Ich schweb auf einem Banne,
Der stets zu brechen droht;
Und unten ringsum wachen
Mit angesperstem Hachen
Die Tiger und die Drachen,
Und wenn ich falle, fall ich in den Tod.

O könnt ich doch erwachen
Als wie aus einem Traume, aus die' er Zeiten Noth.

Vom Verfall des Volkes durch Hoffahrt und Verschwendung des Herrschers singt ein Dichter:

Größer wird der Kopf am Schafe
Durch des Weibes Magerkeit;
Nicht erschreckt das Bild im Schlafe
Von der arg entstellten Zeit.

Ist nicht der Himmel hoch? Warum
Kann man gedrückten Hauptes nur drunter stehn?
Die Erde fest nicht um und um,
Doch kann man nur mit Zittern drüber gehn.

Lernen bringt Sorgen, und jemehr Gejeje, desto mehr
Uebertreter.

Wo Heere weilen, da wachsen Dornen und Disteln.
Was Ihr der Welt thut, das thut sie Euch wieder.
Warum ist das Meer der König der Gewässer, der
alle an sich zieht? Weil es sich selber niedriger hält als sie.
Thut Gutes und rechnest nicht auf Lohn.

Die wahre Erkenntniß besteht immer in der Welt.
Grabe den Brunnen, ehe Du dürstest.

In dem Staate.

Kommt vom Himmel die gefeyte Zeit,
Dann der König zieht nicht mehr zu Rathe
Die Geschichte der Bergangenheit,
Nicht mehr will er im Geleit
Heiliger, von Allen
Anerkannter Sägung wallen;
Ja, der Himmel wil ihn lassen fallen.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn G. Macash, Leipzig, Dörfstraße 14, richten.